

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 15 (1866)

Artikel: Ein Eidgenosse : historische Episode aus der schweizerischen Staatsumwälzung vom Jahr 1798
Autor: Appenzeller, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-121804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Eidgenosse.

Historische Episode aus der schweizerischen Staatsumwälzung vom Jahr 1798.

Mitgetheilt von J. C. Appenzeller,
Pfarrer in Bern,

aus dem handschriftlichen Nachlaß seines sel. Vaters.

Als im Jahr 1798 Eilboten über Eilboten von Bern nach Zürich, dem damaligen Vororte der Schweiz, kamen, um bündesmäßigen Zugang dringend zu begehren, hielt es Zürich für zu gewagt, noch ein neues Aufgebot zu beschließen. Bereits hatte es — wie mehrere andere Kantone — seine Kontingente marschieren lassen. Aber ein Mehreres zu thun, hielt es, vom eigenen Landvolk bedroht und von Mengaud, dem französischen Agenten, eingeschüchtert, nicht für ratsam. Dennoch war das Schreiben von Bern so dringend, daß man antworten mußte. Zudem waren die Feinde aus dem Bischöflich-Baselischen und aus dem Waadtlande in so drohendem Anmarsche, daß nur durch einen allgemeinen Aufstand aller Eidgenossen das Schicksal der Schweiz noch abgewendet werden zu können schien.

Den dringenden Mahnbrieten Berns um schleunige Hülfe waren auch ähnliche Schreiben an Uri, Schwyz und Unterwalden beigeschlossen, mit der Bitte an Zürich, sie durch Expressen an die betreffenden Kantone eiligst abzusenden und mit seinem Fürwort zu unterstützen.

Zürich schwankte; es schien mehr zur Ergebung in sein Schicksal geneigt, als zum Widerstand. Doch berief es seinen Senat zusammen, um Bern eine Antwort werden zu lassen.

In dieser Versammlung erhob sich eine bedeutende Anzahl von Stimmen gegen das Ansuchen Berns. Vorzüglich wußte einer der Magistrate mit der ganzen Gewalt seiner hinreißenden Beredsamkeit darzuthun, daß diese von Bern nachgesuchte Hülfe nicht nur unnütz und zu spät sei, sondern daß durch Bewilligung derselben das aufgeregte Volk im eigenen Kanton nur noch erbitterter und rasender gegen die Hauptstadt wüthen, der Feind aber, welcher doch nicht mehr aufzuhalten sei, um so schonungsloser gegen Zürich verfahren werde, wenn es sich noch in den letzten Augenblicken ihm entgegenstelle.

Indessen war doch das Gefühl für Berns Noth übermächtig in den Herzen der Senatoren. Die Mehrzahl der Versammlung beschloß, die nachgesuchte Hülfe zu gewähren, ein drittes Kontingent marschieren zu lassen und die von Bern an Uri, Schwyz und Unterwalden beigeschlossenen Briefe mit empfehlenden Begleitschreiben also gleich durch Gilboten abzufertigen. Der damalige Stadtschreiber von Zürich wurde mit der Abfassung und Spedition dieser Schreiben an die Waldstätte beauftragt.

Um 2 Uhr Nachmittags lagen sie fertig auf dem Kanzleitisch, zum Abgange bereit. Aber alle Mühe, jemand aufzufinden, der sie über den Albis auf Fuß-

pfaden an ihre Bestimmung bringe, war umsonst. Außerhalb der Thore Zürichs lauerte man auf allen Wegen und Stegen, um jede gegenseitige Mittheilung der Regierungen zu vereiteln. Wer nur irgendwie das Aussehen eines Abgeordneten, eines Gilboten, eines Expressen hatte, der wurde durchsucht und mußte hergeben, was man auf ihm fand. Viele, die zu Fuß oder zu Pferd, selbst verkleidet, es gewagt hatten, sich mit Botschaften auf den Weg zu begeben, wurden aufgegriffen und oft sehr schonungslos behandelt.

Diese Gefahren, in der ganzen Stadt Zürich bekannt, machten Jeden um seine Haut besorgt. Der Stadtschreiber fand keinen Boten. Mochte er noch so gute Bezahlung versprechen, — es war umsonst. Niemand wollte die Aufträge übernehmen und die Reise wagen. So war es später Abend geworden und die Glocke schlug 8 Uhr, als noch mit Trommelschlag bekannt gemacht wurde, man suche einen oder mehrere vertraute Männer, um sie mit Aufträgen zu entsenden; angemessene Belohnungen würden dazu verheißen. Vergeblich! Niemand meldete sich.

So hatte Furcht und Misstrauen Alle gelähmt. Jetzt war es Mitternacht. Immer noch hatte der Stadtschreiber gewartet. Endlich legte er sich zu Bette, erschöpft von den Geschäften des unruhevollen Tages und bekümmert, daß Niemand mehr dem Vaterlande zu dienen bereit sei.

Und doch, horch! Man klingelt, man klopft an der Stadtschreiberei! Man läßt sich anmelden gegen 1 Uhr nach Mitternacht und will den Stadtschreiber sprechen. Dieser, aus dem ersten Schlummer erweckt und erschreckt, wirft sich in seinen Nachtkrok und eilt in das Vorzimmer des Schlafkabinets, um zu sehen, wer noch so spät

Audienz verlange, und was wohl Außerordentliches vorgefallen sei. Und mit welchem Erstaunen begrüßt er den späten Guest und hört aus dessen Mund die Frage:

„Sind die Briefe von Bern an die Waldstätte expedirt?“

Der Stadtschreiber: „Warum fragen Sie dieß?“

Der Guest: „Ich hörte diesen Abend spät in Gesellschaft, es habe sich noch Niemand gefunden, der sie besorgen wolle. Verhält sich's so, Herr Stadtschreiber?“

„In der That,“ erwiederte dieser, „es ist so; Niemand hat bis jetzt die Besorgung übernehmen wollen, so große Belohnung man auch versprach. Aber ich bitte Sie, sprechen wir lieber von Dem, was Sie noch so spät zu mir führt.“

Der Guest: „Ich will die Briefe selber bestellen; wo sind sie?“

Des Stadtschreibers Erstaunen und Verlegenheit stieg auf's Höchste. Er hatte denselben Magistraten vor sich, der in der Senatsitzung das Ansuchen Berns bestritten, ja auf's Heftigste bekämpft hatte. Dieser nämliche verlangte jetzt die Briefe, um sie an die Behörden jenseits des Albis zu bringen!

„Herr,“ erwiederte der Stadtschreiber, „Sie deuten es mir gewiß nicht übel, wenn ich Ihre Rede von heute Morgen und Ihr gegenwärtiges Anerbieten im Widerspruch finde. Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Sie setzen mich durch Ihren unerwarteten, mir unbegreiflichen Antrag in die größte Verlegenheit. Wie könnte ich Ihnen diese Briefe anvertrauen?“

„Wie, Herr Stadtschreiber, fehlt es Ihnen an Vertrauen zu mir? Kennen Sie mich als einen schlechten

Mann? Glauben Sie mich wirklich einer verrätherischen That fähig? Geben Sie mir getrost die Briefe!"

„Aber Ihre Gesinnungen, die Sie in so entschiedenem Gegensätze gegen unsere Ansichten ausgesprochen haben! Man kennt Sie in ganz Zürich als einen Mann, der die Sache des Volkes in Schutz nimmt und veracht; man traut Ihnen sogar geheime Einverständnisse mit den Patrioten, Liebe zu den Franzosen und jakobinische Grundsätze zu. Nein, mein Herr, Ihnen darf ich diese Briefe nicht geben!"

„Herr Stadtschreiber! Ich frage Sie noch einmal, haben Sie je etwas Schlechtes von mir gehört? Glauben Sie mich wirklich fähig, einen Verrath an meinem Vaterlande zu begehen? Wenn das ist, dann verlang' ich die Briefe nicht."

„Nein, Schlechtes hab' ich nie von Ihnen gehört; aber Sie werden begreifen, daß ich Ihnen nach der Rede, die Sie heute gehalten haben, ohne großes Bedenken und schwere Verantwortlichkeit die Briefe nicht anvertrauen kann. Wissen Sie, daß es um meinen Kopf geht, wenn ich in diesem Augenblick mein Gewissen gegen das Vaterland belade. Die öffentliche Meinung der Stadt ist nun einmal gegen Sie. Was sollt' ich sagen, wenn ich morgen gefragt würde: ob die Briefe spedirt seien, und wer der Mann sei, dem ich dieselben übergeben habe?"

„Nennen Sie nur meinen Namen! Kein Makel haftet auf ihm. Geben Sie mir die Briefe; es ist keine Zeit zu verlieren. Ich kenne alle Ab- und Seitenwege. Eine Karte von Ihnen wird mir die Thore öffnen. In vier- und zwanzig Stunden bin ich zurück und bringe Ihnen die Empfangsscheine von den Ländern. Wissen Sie, ich

mache Sie verantwortlich, wenn Sie länger mit der Uebergabe dieser Briefe zaudern! Was ich diesen Morgen auf dem Rathause mit Entschiedenheit aussprach, das war und ist meine Privatmeinung, meine persönliche Ueberzeugung. Das Stimmenmehr war gegen mich. Aber jetzt bin ich Bürger, der dem Beschlusse seiner Regierung Gehorsam schuldig ist, auch wenn es gegen die eigene Ueberzeugung geht. Es ist eine Schmach, daß sich Niemand fand, dem Willen der Regierung Folge zu leisten. Ich fühle mich gedrungen zu thun, wozu Sie keinen Andern finden können."

Der Stadtschreiber, überwältigt von solcher Seelenstärke und Vaterlandsliebe, eilte, vom Kanzleitische die Briefe zu holen. Er übergab sie — ihm die Hand drückend — mit den Worten: „Da haben Sie's! Es ist wahr, ich habe nie etwas Schlechtes von Ihnen gehört. Reisen Sie mit Gott!“

Während dieser Unterhandlungen im Vorzimmer ängstigte sich im Schlafkabinett des Stadtschreibers Gemahlin mit den schrecklichsten Vorstellungen. „Oft,“ sagte sie nachher, „oft wollt' ich meinem Gatten rufen: „Um's Himmelswillen, gib die Briefe nicht. Ich war im fürchterlichsten Zustande, den man sich denken kann. Ich glaubte meinen Mann verloren, wenn er diesem Menschen die Briefe anvertraue. Dennoch vermocht' ich's über mich, zu schweigen, — aber enthalten konnt' ich mich nicht, als mein Gatte in's Zimmer zurückgekehrt war, ihm alle meine Zweifel und Bedenken vorzuhalten, ihm zu sagen, welche Verantwortlichkeit er auf sich geladen habe, und ihn zu fragen, wie, wenn diese Sache nun doch fehlschlagen sollte, er sein blindes unbesonnenes

Zutrauen in diesen Franzosenfreund vor seiner Regierung werde rechtfertigen können."

Auch dem Stadtschreiber ward's dadurch wieder unheimlicher und unruhiger zu Muth, und er dachte schon daran, welche Maßregeln er zu seiner Rettung zu ergreifen hätte, falls er sich wirklich in seinem Vertrauen getäuscht haben sollte. Doch ließ er die schweren Gedanken nicht Wurzel fassen. Immer kam er wieder darauf zurück: Ich weiß nichts Schlechtes von ihm. Er hatte Recht, mich zu fragen, ob ich ihn einer niedern That zu zeihen wüßte? Wie er auch vor Math gesprochen haben mag, — er sagte doch nichts, wodurch er sich entwürdigt hätte. Wahrlich, dieselbe Vaterlandsliebe, die uns für Bern stimmte, kann ihn auch auf eine entgegengesetzte Meinung geführt haben! . . .

Als am folgenden Tage die Frage durch ganz Zürich lief, ob die Briefe abgegangen seien und wer wohl der Träger derselben sei? als auch der Stadtschreiber von mehreren Seiten darüber ausgefragt wurde, gab er anfangs immer ausweichende Antwort. Erst als einige der höchsten Staatsbeamten förmlich in ihn drangen, gestand er ihnen, wem er die Briefe übergeben habe. Alle schüttelten mit bedenklicher Miene den Kopf, aber jeder sagte: „Ich weiß nichts Schlechtes von ihm.“

Der Tag verstrich unter dem Wechsel von Furcht und Hoffnung. Der Stadtschreiber und seine Vertrauten zählten die Stunden. „Binnen vierundzwanzig Stunden bin ich wieder zurück,“ hatte der Unbegreifliche versichert. Aber bei fühlern Nachdenken berechnete man jetzt, daß auch der trefflichste Läufer innerhalb dieser Zeit den Weg von Zürich nach Altorf und wieder zurück, der Umwege über Schwyz und Stanz nicht zu gedenken, unmöglich

zu machen im Stande sei. Man erwog ferner, wie ungeachtet der Zuversicht, mit der er die Botschaft übernommen, und ungeachtet seiner wirklich ungewöhnlichen geographischen Kenntnisse, ihm dennoch etwas Menschliches begegnen könne. Noch war die Jahreszeit hart, noch waren die Tage kurz. Auf dem Zürcher- oder Vierwaldstättersee konnten ihn widrige Winde aufhalten. Wie, wenn ihm noch Schlimmeres vom aufgebrachten Landvolke widerfuhr? Man durfte sich diese Möglichkeit kaum gestehen. Man beredete sich gerne, daß das Volk zu Berg und Thal, im Zürchergebiet wie in den Ländern, ihn als Freund des Volkes überall kenne, und daß ihm von dieser Seite kein Leid geschehen werde. Indessen liegt es in solch' aufgeregten Zeiten in der Natur der Dinge, daß man unruhig ist und leicht das Schlimmste befürchtet. In solcher Stimmung erwarteten der Stadtschreiber und seine Freunde den Abfluß der vierundzwanzig Stunden.

Man denke sich die freudige Erregung, als der sehn-suchtsvoll Erwartete, sein gegebenes Wort lösend, beinahe um dieselbe Stunde eintrat, in welcher er in der vorigen Nacht sich auf den Weg gemacht hatte.

„Hier bin ich wieder,“ sprach er, „und da ist die Bescheinigung vom Landammann von Stanz, daß ich die Briefe richtig abgeliefert habe. In meiner Gegenwart ordnete er zwei Gilboten mit den Briefen an Uri und Schwyz ab. Der weitere Erfolg steht in Gottes Hand. Ich habe meine Pflicht erfüllt und muß der Natur meine Schuld bezahlen. Ich bin müde. Ermattung und Schlaf zwingen mich, Ruhe zu suchen. Gute Nacht, meine Freunde!“

Er eilte aus dem Zimmer — nur Erstaunen und stummen Dank konnte man ihm beweisen.

„Sie sind doch der biedere, der edle und großherzige Patriote, den ich mir dachte,“ sprach der Stadtschreiber, als er ihm die Treppe hinunterleuchtete. „Wir können es Ihnen nicht vergelten, was Sie gethan haben,“ rief er ihm nach. Aber dieser erwiederte: „Was hab' ich denn mehr gethan, als meine Pflicht? Möchte nur das Vaterland damit gerettet sein!“

Es war nicht gerettet. Bern stand mit seinem treuen, aber übelgeleiteten Volk allein im Sturm des Ungewitters. Feinde ringsum! Umsonst kämpfte es an den Ufern der Sense und auf den Hügeln von Neueneck, in den Feldern von Fraubrunnen und Zegistorf und im Walde des Grauholzes, würdig seiner Väter und eines bessern Schicksals werth. Aber der Bund der alten Eidgenossen war schon aufgelöst, eh' die Feinde einbrachen. Keiner der Kantone blutete für Bern. Die Verbündeten standen in der Nähe als Zeugen des ungleichen Kampfes, ohne Befehl zum Angriff der Feinde oder zur Theilnahme am Streite. Derer, die den Untergang ihrer Freiheit nicht überleben wollten. So kam es denn, daß Alle — vom Leman bis zum Bodensee, von der Alpenwand bis an den Rhein — dasselbe Schicksal theilen mußten: Unterwerfung!

„Wer war aber jener Edle?“ So hör' ich euch fragen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen des lieben Schweizerlandes, die ihr dieses leset . . .

Wer es war?

Es war Derselbe, der, als nun Alles dahingefallen, als nur ein Schatten noch von Freiheit übriggeblieben

war — den stolzen und maßlosen Zumuthungen des stolzen Siegers kraftvoll und ohne Furcht, mitten unter den Bayonetten der Unterdrücker und der Kreaturen der übermüthigen Fremdlinge, öffentlich Widerstand leistete; der im Senate als Staatsmann, wie im alltäglichen Leben als Bürger — die Ehre der Schweiz vor der Schmach ihrer Unterdrücker unerschütterlich, wie die Felsen seines Vaterlandes zu retten suchte. Es war Derselbe, der, als sein Vaterland wieder bessere Tage sah — mit der rastlosesten Thätigkeit und der ausdauerndsten Geistes- und Willenskraft, mit einem Muthe, der allen Schwierigkeiten trockte, und einer Liebe, die alle Eidgenossen mitsaß, — das Werk begann, leitete und ausführte, das seinen Namen unvergänglich durch alle Jahrhunderte der Schweizergeschichte erhalten wird, — das Werk, dem Tausende im untern Glarnerlande ihre Rettung von immer wiederkehrenden Ueberschwemmungen und verderblichen mephitischen Dünsten zu verdanken haben — es war:

Konrad Escher von der Linth.
